

Zeitschrift: Die schweizerische Baukunst
Herausgeber: Bund Schweizer Architekten
Band: 3 (1911)
Heft: 4

Artikel: Die Fassadensysteme als Ausdruck der innerern Raumgestaltung
Autor: Ebe, Gustav
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-660213>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bodens repräsentiert einen Wert von Millionen, die sich natürlich schon nach der Fertigstellung des neuen Bahnhofgebäudes an Zahl verdoppeln und verdreifachen. Versäumen also die Behörden jetzt die unbedingt nötigen Landankäufe, welche die Verbreiterung des Bahnhofplatzes erfordert, so geht alles dieses günstige Terrain in nächster Zeit an kapitalkräftige Hotelgesellschaften über.

Schon bestehen verschiedene Projekte und Baubehgehren für Hotels großen Stils an dieser Stelle. Die vorgesehene Verbreiterung des Bahnhofplatzes nach Norden umfaßt einen Landstreifen von 12 Meter. Die Breite des Bahnhofplatzes würde darnach wieder 50 Meter betragen, gerade so viel wie unter den gegenwärtigen Verhältnissen. Diese Verbreiterung beginnt beim Hotel Viktoria, an der Nordseite des Bahnhofplatzes, wo die Bahnhofstraße einmündet und erstreckt sich in einer Länge von rund 200 Meter bis zum Anfang der Avenue Louis Ruchonnet. Könnte

diese Linie eingehalten werden, so erhält Lausanne einen prächtigen Bahnhofplatz von rund 50 Meter Breite auf 200 Meter Länge.

Die große technische Schwierigkeit besteht aber, wie gesagt, in der Stelle der Tunnelöffnung der Drahtseilbahn. Die Gesellschaft des zukünftigen Hotels Terminus legt einen diesbezüglichen Bau vor, der die Ueberbauung der Tunnelöffnung durch den Hotelpalast selbst vorsieht. Das Hotel erinnert in dieser Hinsicht an das Hotel du Parc in Duchy, welches ebenfalls als Kopfstation der Drahtseilbahn dient. Die Nordseite des Bahnhofplatzes begrenzt eine mächtige Halle, welche dann zugleich als Stationsanlage für die Drahtseilbahn und zum Durchgangsverkehr der Trottoir an der Nordseite des Bahnhofplatzes dient. Das zukünftige Hotel Terminus wird also die häßliche Rinne der Tunnelöffnung durch Ueberbauung völlig verdecken.

Dr. A. D. L. in L.

Die Fassadensysteme als Ausdruck der inneren Raumgestaltung.

Von Gustav Ebe.

Den Kern der Architekturwerke bildet seit ältester Zeit der umschlossene Raum, die Abpiegelung seiner Form am Außereren, die entsprechende Fassade gelangt erst später zur Ausgestaltung. Die frühesten uns erhaltenen Zeugnisse monumentaler Baukunst, die Grabgemächer, beschränken sich auf den Innenraum. Es dauerte lange, bis man es erreicht hatte, an der Fassade ein getreues Abbild des Innern geben zu können. In der neueren Architektur ist man öfter über dieses Ziel hinausgeschritten und hat den notwendigen Zusammenhang der inneren Raumbildung mit dem Außereren soweit vergessen, daß man auf den falschen Weg geraten ist, den Hauptausdruck des ganzen Gebäudes in die Fassade zu legen. Indem sich nun das Interesse vornehmlich der Fassadengestaltung zuwendet, ist man bestrebt gewesen, dieser die innere Lage nach Möglichkeit anzupassen. Es hat Zeiten gegeben, in denen die Fassade als selbständige, anerkannte Kunstleistung für sich auftrat, ohne irgend Rücksicht auf organische Verbindung mit dem hinterliegenden Innenbau zu nehmen, wie es die vielgerühmte und noch heute hoch in Ansehen stehende Lourefassade des Perrault beweist. Allerdings könnte man geltend machen, daß ein talentvoller Dilettant, ein ehemaliger Arzt der Autor der Lourefassade war, aber er siegte in diesem Falle über gleichzeitige Entwürfe berühmter Architekten, wie Bernini und andere, die mehr Rücksicht auf die Innengestaltung genommen hatten, und mußte deshalb wohl der damals herrschenden Geschmacksrichtung genügtun. Es ließen sich gewiß noch mehrere ähnliche Beispiele auffinden, besonders aus der Barockperiode und

unter den Schöpfungen der sogenannten Maler-Architekten.

Ebenso ist es bezeichnend für das architektonische Empfinden unserer Zeit, daß man Fassaden-Wettbewerbe veranstaltet, wie es namentlich von älteren Städten geschehen ist, um bei gelegentlichen Neubauten innerhalb der alten Stadtquartiere ihre historisch gewonnene bauliche Physiognomie von dem Eindringen fremdartiger und deshalb stilistisch störender Elemente freizuhalten. Man hat also geglaubt, bei diesen Wettbewerben die innere Anlage der Wohnhäuser, denn nur um solche handelt es sich, ganz außer Frage lassen zu dürfen, und hat die Fassade als das eigentlich Maßgebende vorgegestellt. Für den beschränkten Kreis des einfachen bürgerlichen Wohnhauses, namentlich des städtischen Reihenhauses, könnte man diesem Verfahren allenfalls eine gewisse Berechtigung zugestehen, da sich die innere Einteilung der Wohnräume fast mit jeder Fassadenfassung vereinigen läßt. Anders freilich würde sich die Sache bei den öffentlichen, kirchlichen wie profanen und ebenso bei den ausschließlich Geschäfts- und Verkehrszwecken gewidmeten Gebäuden gestalten müssen.

Im allgemeinen ist es zutreffend, daß wir den mächtigsten und nachhaltigsten Eindruck von der stets vor aller Augen stehenden Außenarchitektur erfahren, während das Innere der Gebäude, mit Ausnahme der kirchlichen und der meisten öffentlichen, nur zuzeiten größeren Kreisen zugänglich wird. Auch dürfte der schulmäßige hergebrachte Lehrsatz, wonach das Außere sich ohne weiteres aus dem Inneren entwickeln soll, in der Praxis einige Einschränkungen erleiden; denn wie die Erfahrung lehrt, schwebt dem Architekten beim Entwerfen in der Regel ein fertiges Gesamtbild der äußeren Gruppierung in der Phantasie vor, so daß die innere Anordnung einigermaßen durch ersteres

bedingt wird. Jedoch bleibt so viel als richtig bestehen, daß der wahre Fortschritt in der Entwicklung der Architektur nur vom Innern ausgegangen ist und auch ferner ausgehen wird. In den öfter eintretenden sogenannten Perioden des Verfalls der bildenden Künste bezieht sich dieser Vorgang, soweit er überhaupt anerkannt werden muß, fast ausschließlich auf die Gestaltung der Einzelgliederungen, namentlich am äußeren und auf den dekorativen und figürlichen plastischen Schmuck, während die vollendetere Ausbildung des inneren Aufbaues niemals unterbrochen erscheint. Der Fortschritt der Innengestaltung tritt sowohl in der Vermannigfaltigung der Grundrißformen, als in der hiermit eng zusammenhängenden Deckenbildung zutage, die immer ausschließlich das Gewölbe benützt und in der Folge auf die äußere Bildung bestimmend zurückwirkt. Diese Bezüge bilden die eigentliche Grundlage für die Eigenart aller aufeinander folgenden Stilperioden.

Es hat indes längerer Zeit bedurft, bevor ein organischer Wechselbezug zwischen dem Inneren und Äußeren der Bauwerke deutlich in die Erscheinung getreten ist. Eine Anzahl Gebäudegattungen aus ältester Zeit, wie die ägyptischen Mastaba-Gräber, die Pyramiden, noch andere Grab-Tumuli, sowie die asiatischen Stufentürme enthalten nur geringe Innenräume, die zu den Außenformen in gar keinem Bezuge stehen, dagegen sind wieder die älteren ägyptischen Felsengräber, die Hypogäen, ganz ohne Fassade geblieben. Die in den Pyramiden ausgeparten Gänge und Kammern gleichen den Aushöhlungen eines Felsklozes, die Stufentürme enthielten vermutlich gar keine Innenräume, sondern bildeten nur gewaltige Unterbauten für ein auf ihrem Gipfel errichtetes Gemach. Die ägyptischen Felsengräber des mittleren Reichs, die Kuppelgräber der mykenischen Zeit und die kleinasiatischen Felsengräber sind zwar mit Fassaden ausgestattet, die bereits als Vorläufer der Tempelfronten anzusehen sind, aber irgendein Bezug auf die Gestaltung des Innern ist auch an ihnen nicht zu entdecken.

Im Altertum ergibt sich der erste wesentliche Fortschritt in der Innenarchitektur, in den großen Säulensälen und Säulenhöfen der ägyptischen Tempel und den zwar säulenlosen, aber vermutlich überwölbten, langgestreckten Sälen der assyrischen Königspaläste und den mit halbkuppelartig überwölbten Nischen ausgestatteten Höfen derselben, obgleich in beiden Fällen eine das Innere versinnlichende Außenarchitektur noch nicht gefunden ist. Der ägyptische Tempel innerhalb seiner hohen Mauerumwallung und massigen Pylonentürme, und ebenso der mit fensterlosen Mauern umgebene assyrische Palast haben eher das Aussehen einer wohlverwahrten Festung.

Der arische Typus des Hauses, wie er sich in den Palästen der mykenischen Periode und später in den ein-

fachen nordischen Block- und Reißwerksbauten darstellt, besteht aus isolierten Räumen oder sogar einem einzigen Raum, ist mit Deckenlicht versehen und zeigt kaum einen Anlaß zu einer das Innere zum Ausdruck bringenden Fassadenbildung. Ebensovienig vermag das griechische, hellenistische und römische Wohnhaus, dessen Art sich in dem orientalisches-arabischen Hause der späteren Zeit fortzupflanzt, eine entsprechende Fassadenbildung aufzuweisen, obgleich das Innere bereits eine organische Kombination von Räumen mit axialen Bezügen enthält.

Ein wirklicher Fassadenbau von höchster Monumentalität kommt erst in dem die Einheit des Raums nach außen entschieden zum Ausdruck bringenden griechischen Tempel zustande, besonders prächtig in den Peripteraltempeln. Die umschließende Halle ist der ideale, lebendig gewordene Ausdruck der Mauer selbst. Allerdings bleibt die in den größeren Tempeln vorhandene dreischiffige und zweistöckige Anlage im Äußeren unbeachtet.

Der aus Syrien und Kleinasien übertragene Stocwerkbau der Römer brachte eine bedeutende Entwicklung der Fassadenarchitektur an den öffentlichen Profangebäuden zuwege. Man sieht die Mittel zur Belebung der geraden, runden und elliptischen Wandflächen in den Arkaden der verschiedenen Stocwerke und den dazwischen gestellten Pilastern, Halbsäulen und Gebälken der griechischen Ordnungen zur Erscheinung kommen. Ein römischer Gebrauch war auch die Anlage großer Nischen mit Halbkuppeln an den Fassaden. In dieser Form öffnete sich die Kaiserloge gegen den Circus maximus; eine andere Nische findet sich an der Vorderseite der Diokletiansthermen und anderwärts. In christlicher Zeit wiederholt sich das Motiv der Fassadenische am Palast des Theoderich in Ravenna, an den Portalen von San Marco in Venedig und in der Renaissance in der Nische des Giardino della Pigna im Vatikan von Bramante.

An dieser Stelle wäre der in neuerer Zeit mehrfach von Kunstgelehrten ausgesprochenen Ansicht zu gedenken, als sei die ganze römische Architekturtonik minderwertig im Vergleich zur griechischen. Indes beruht dieses Urteil doch im Grunde genommen nur auf einer einseitigen akademischen Lehrmeinung, die durch die großen Fortschritte der Römer in der künstlerischen Raumbildung widerlegt wird. Es kommen hierfür hauptsächlich die Fortschritte in der Anwendung der Gewölbetechnik in Betracht, wie sie in den öffentlichen Bädern, den gewölbten Tempeln, in den Kuppeln des Pantheon und der sogenannten Minerva medica zum Ausdruck kommen. Die Römer legten auf den Fassadenbau nicht das unverhältnismäßige Gewicht, welches ihm die neuere Zeit beimißt. Eine Ausnahme bildeten die römischen Tempel. Eine charakteristische Unterscheidung für eine Anzahl öffentlicher Profangebäudeklassen wird noch vermißt, soweit es die erhaltenen Reste erkennen lassen. Das römische Wohnhaus zeigt nach außen nur glatte Mauern oder Ladenöffnungen. Bei den Willen

und Kaiserpalästen lag der Reiz des Außerer in dem gelegentlichen, terrassenartigen Vortreten der unteren Stockwerke vor den oberen. In der Villa des Diomedes in Pompeji findet sich einmal ein Halbrund, nach außen vortretendes Triflinium mit Fenstern. Die häufig als unorganisch getadelte Verwendung des Säulengerüsts und der Arkaden zur Gliederung der Außenansichten der öffentlichen Profangebäude Roms darf nicht so unbedingt absprechend beurteilt werden, wie es wohl geschehen ist; sie ergab sich notwendig aus den Anforderungen des Stockwerkbaues und hat bis heute für alle von der Antike ausgehenden Stilwandlungen ihre Gültigkeit bewahrt. Man kann diese Formen zum Ausdruck einer gesteigerten Monumentalität nicht entbehren; und deshalb dürften die gegen diesen Gebrauch gewendeten vereinzelt Bestrebungen der Moderne keinen dauernden Erfolg haben.

Die altchristliche Basilika, zunächst noch ohne Verbindung mit dem Glockenturm, in der orientalischen und der weströmischen Kunst typisch ausgebildet, bietet dann ein vollendetes Bild der Uebereinstimmung der inneren Anlage mit dem Außenbau. Die dreischiffige Anlage mit dem höher geführten Mittelschiff kommt deutlich zum Ausdruck, ebenso wird die innere Fochteilung durch Rippen außen kenntlich gemacht. Die Obermauer der Basiliken erhielt wahrscheinlich eine Dekoration von kostbaren Marmorplatten, auch wohl schon früh von Mosaiken; die erhaltenen stammen aus mittelalterlicher Zeit. Der halbrunde Chor, dem die Kreuzarme als Erweiterungen vorangehen, gibt die Einteilung für liturgische Zwecke auch außen zu erkennen, zugleich wirkt die Fensterarchitektur als entscheidendes Moment für die Ausbildung der Fassaden. Seitdem spielt in der Architektur der Folgezeiten, des Mittelalters und der Renaissance die Anordnung der Lichtöffnungen in unmittelbarem Bezuge zu den Innenräumen die wichtigste Rolle in der Gestaltung des Außenbaues. Die oströmische Kunst nimmt in ihren Gewölbbauten asiatische Motive auf, wie in der Sophienkirche, während der weströmische Gewölbbebau in den Grabkirchen und Baptisterien die zentralisierenden Tendenzen der römischen Antike weiter fortsetzt.

In der romanischen Baukunst Italiens geben die Baptisterien den Uebergang zur plastischen Dekoration der äußeren Wandflächen durch Bogen und Säulchen, mehrere Säulchenstellungen übereinander, Gesimse, Streifen und Einrahmungen von abwechselnd weißem und schwarzem Marmor. Der Außenbau wird zum erstenmal seit der römischen Zeit wieder lebendig und mit dem Innern harmonisch gestaltet. An den Basiliken ragt die Fassade als vorgesezte Dekoration gewöhnlich über den Innenbau heraus. Am schiefen Turm zu Pisa ist das Prinzip der Griechen, die Säulenhalle als belebten Ausdruck der Wand ringsum zu führen, auf den mehrstöckigen Bau übertragen. An profanen Gebäuden treten die langen Loggien, rundbogig über einer Stellung starker Säulen

überwölbt, häufig in die Erscheinung. Auch die romanische Kunst des Nordens liebt es, durch Säulchen oder Pfeiler getrennte Fenster in galerieartige Gruppen zusammenzuschließen oder mindestens zwei durch eine Säule getrennte Lichtöffnungen zu kuppeln. Im ersteren Falle lassen die Fenstergruppen auf hinterliegende größere galerieartige Säle schließen und erscheinen als Nachhall der aus der Antike übernommenen, die Mauer öffnenden Säulenstellungen. Die Säule erscheint hier, wie auch im Innern, als Bogen- und Gewölbeträger in einer neuen, durchaus organischen Funktion; und damit ist ein neues folgenreiches, namentlich auch für die Fassadenbildung wichtiges Motiv gewonnen. Die Wiederaufnahme der romanischen Stilformen im modernen Sinne hat sich diesen Vorteil nicht entgehen lassen und macht sowohl in der Anlage der Fenster wie im Innern einen reichlichen Gebrauch von der mit dem Gewölbe verbundenen Säulenstütze.

Das norddeutsche Bauernhaus, in der Mehrzahl ein Fachwerkbau, für welches die in deutschen Landschaften ausgebildeten Typen vornehmlich in Betracht zu ziehen sind, ist vor allem durch seine innere Anlage bemerkenswert und folgenreich. So pflanzt sich die Diele des Bauernhauses im Burghause, dem städtischen Bürgerhause, dem Palaste und den öffentlichen Gebäuden mit geringen Abänderungen fort. Das Äußere des Bauernhauses als Fachwerkbau gibt Gelegenheit, am Äußeren die dem Holzmaterialie eigenen, bereits vor der Völkerwanderungszeit an Geräten erprobten dekorativen Formen weiter stilistisch auszubilden. Bei aller Einfachheit und dem Mangel an plastischer Gliederung gibt indes das Äußere des Bauernhauses ein zutreffendes Bild des Innern; eine Zutat bildet allenfalls die Laube oder das Vordach vor dem Eingange zur Diele. Die Laube erfuhr dann eine weitere Entwicklung und wurde bei mehrstöckigem Bau auch im Oberstock angeordnet. Wenn man nun die Mehrzahl der in den letzten Jahrzehnten in gemischter Massiv-Holzbaueise errichteten Wohnbauten betrachtet, die sich soweit als möglich von den akademisch überlieferten Modellen entfernt halten und das Charakteristische mit neuen Mitteln darzustellen suchen, so ist der Einfluß des alten, jetzt wieder in den Vordergrund der Beachtung gerückten Bauernhauses nicht zu verkennen und als eine gesunde Richtung modernen Strebens zu begrüßen. Will man jedoch, wie es von einzelnen angepriesen wird, aus dem Zurückkommen auf bäuerliche Bauweise einen Zukunftsstil ableiten, so schießt man doch über das Ziel hinaus; denn die Macht der traditionell überkommenen, durch Jahrhunderte an hohen Aufgaben erprobten Stilformen kann gar nicht gebrochen werden und ist für monumentale Betätigung nicht zu entbehren. Die neueste Richtung, in dem begreiflichen Streben, sich von den engen Fesseln der Tradition zu befreien, kann den Vorwurf einer gelegentlichen Emp-

(Fortsetzung auf S. 57.)

findungslosigkeit, wo es sich um den Gebrauch künstlerischer Formen handelt, nicht ganz ablehnen. Wenn man sich beispielsweise nicht scheut, weit vorspringende Ausbauten an der Fassade kastenartig ohne jede Andeutung unterstützender Gliederungen zu bilden oder wulstartige Ausbauchungen an deren Stelle zu setzen, so muß dies Verfahren doch das ästhetische Gefühl verletzen.

Die im Norden entwickelte Gotik bringt wieder ein neues folgenwichtiges Element in die Gestaltung der Steinfassaden; es ist dies der Strebepfeiler. Es bilden diese Stützen die letzte nach außen gerichtete Konsequenz des im Innern durchgeführten Gewölbebaues. Wohl war der Strebepfeiler bereits latent in den römischen und byzantinischen gewölbten Bauten vorhanden gewesen, aber er versteckte sich in den Massen der Umfassungsmauern. Erst die Gotik brachte den Strebepfeiler in Verbindung mit dem Strebebogen für das System des Äußeren zur freien Entwicklung und vollen Geltung, weit entschiedener und wirkungsvoller, als es die altchristliche und romanische Eisen- oder gelegentliche Säulenteilung vermocht hatte. Der an die Widerlagspunkte gebundene Strebepfeiler läßt die innere Teilung der Gewölbe deutlich erkennbar und energisch hervortreten. An künstlerischer Feinheit der Gliederung und Ausdrucksfähigkeit für die latente Spannung der aus dem Inneren her wirkenden Kräfte erreicht der Strebepfeiler nicht die Höhe der Formenbildung in der Antike, er bleibt ein allenfals durch Abstufungen und Wasser schläge belebtes starres Mauerstück, dessen bester Teil von der gelegentlich bekrönenden Fiale dargestellt wird. Die Fiale mit ihrem von Rantenblumen begleiteten, in einer Kreuzblume endigenden Helm schießt als Blüte des Strebepfeilers auf. Das konstruktive Bedürfnis eines Widerlagers für die Gewölbe wird in der nordischen Ausbildung des Strebe-

pfeilers meist wesentlich überschritten. Seine statische Funktion realistisch vor Augen legend, zeigt sich der Strebebogen, der besonders in flacher Führung, wie etwa am Chorhaupt von Notre-Dame in Paris, etwas an hölzernes Stützenwerk erinnert und den Ausspruch Semper von den „herausgerissenen Eingeweiden der Gotik“ einigermaßen rechtfertigt. Die Einzelgliederung des Strebebogens entspricht den inneren Gurtbögen und wird öfter durch eine durchbrochene Galerie gekrönt oder er trägt zugleich eine Rinne zur Ableitung des Regenwassers von den Dachflächen des Hochschiffs. Die Verteilung und Größe der Lichtöffnungen in den gotischen Fassaden entspricht durchaus den inneren Raumverhältnissen. Die Fenster nehmen an den Kathedralen des Nordens die ganze verfügbare Wandfläche in Anspruch und werden erst wieder in Italien auf eine mäßige Größe herabgesetzt. Hier verband sich die Flächendekoration mit der plastischen Gliederung; so wurde die Fassade des Doms von Orvieto das reichste polychromatische Denkmal.

An den gotischen Profanbauten bindet sich die Fensterverteilung selten an die Regeln einer äußerlich aufgezwungenen Symmetrie. Die Fenster sind in den Mauerkörper eingeschnitten und in den Leibungen nach innen profiliert. Bei größerer Weite der Lichtöffnung tritt die Teilung durch Pfosten und Maßwerk ein. An den kirchlichen Bauwerken ist oft eine Auflösung der Wand in zwei getrennte und verschieden ausgebildete Fassadenflächen, die äußere und die innere, zu bemerken, welche sowohl in Größe, Zuschnitt und Form der Teilungsglieder verschieden sind. Während die innere sich auf den Raum bezieht, sucht die äußere durch senkrechte Teilungen eine Uebereinstimmung mit der emporstrebenden Tendenz der Fassade auszudrücken. Die durchsichtige obere Galerie am Dogenpalast in Venedig findet in der Kunst des Mittelalters nicht mehr ihresgleichen. (Schluß folgt.)

Die Glasgemälde der Gesellschaft zu den Zimmerleuten in Bern.

Viele tausend Notizen in vergilbten Papieren und Dokumenten geben Kunde von der Sitte der Fenster-schenkungen, wie sie von 1500 weg bis gegen 1650 zu im Schwung war. Viele hundert solcher Kabinett-scheiben haben trotz ihres zerbrechlichen Stoffes den Unbilden der Zeiten getrotzt und zieren heute die Säle unserer Museen oder die Fenster von Liebhabern. Die Wert-schätzung für die guten alten Scheiben ist in den stattlichen vier- und fünfstelligen Zahlen zu erkennen, welche den Kaufpreis ausmachen und leider verhindern, daß jeder Sterbliche sich den Luxus eines schönen Glasgemäldes gönnen kann. Zum Glück — denn die Preistreiberei ist wirklich oft bloß eine Art Manie — gibt es noch genug Liebhaber, welche sich lieber an einer guten neuen, statt an einer

teuren alten aber zweifelhaften Scheibe ergötzen wollen; dank der starken Tradition, welche die Kunst der Glasmalerei bei uns nie ganz untergehen ließ, können sie das mit Leichtigkeit, denn auch die nötigen Künstler sind da.

Rudolf Mürger, der Zeichner der vorliegenden sieben Scheiben, erhielt den Auftrag, die Fenster des großen Saales im neuen Gesellschaftshaus zu den Zimmerleuten in Bern auszuschnüden. Gegeben war das Wappen (S. 55) als Mittelpunkt: auf dem blauen Damast hebt sich der Schild in Rot, Silber und Gold kräftig ab, umrahmt von zierlicher Architektur und krausem Blattwerk. Auf beiden Seiten folgt darauf ein Glasgemälde mit den Darstellungen aus den Obliegenheiten der Waisenkommission: links teilt der Sackelmeister zwei Reisependen aus, rechts beraten sich zwei Herren Vorgesetzte über das Schicksal einer Witwe und ihrer Kinder. Die vier übrigen Scheiben

